

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Band: - (1992-1993)
Heft: 43

Artikel: Sie kam, sah und schämte sich
Autor: Drolshagen, Ebba
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie

kam,

sah

Zahllose Frauen schämen sich ihres Körpers – doch das ist nicht mehr die prude Körperscham der fünfziger Jahre. Sie schämen sich, weil sie dem herrschenden Körperideal nicht zu entsprechen vermögen, weil sie ihren Körper nicht in der Gewalt haben, weil er nicht makellos aussieht. Und da das «heimliche Gefühl» von der Leistungsgesellschaft tabuisiert und vom Individuum verleugnet wird, schämen sich Frauen auch noch darüber, dass sie sich schämen ...

Von Ebba Drolshagen

Zu den dreistesten Lügen der letzten Jahre gehört die Behauptung, es gäbe keine Mode mehr, der Frauen folgen müssen, jede Frau könne tragen, was ihr gefällt. Es stimmt zwar, dass es keine strengen Kleidervorschriften mehr gibt, an deren Stelle aber ist die Körpermode getreten: Modisch kann nur sein, wer dünn ist, wer sein Muskel- und Fettgewebe in der Gewalt hat. Die infamste Lüge zum Thema Körper allerdings ist der in letzter Zeit häufig von den Medien geheuchelte Stosseufzer, dünne Frauen seien unmodern, nun dürften sie, Gott sei Dank, wieder rundlich sein: «Rundlich» meint natürlich keineswegs Bauch und Hüfte und Oberschenkel, sondern einzig und allein Busen (und auch der soll nicht so gross sein, dass er plumpst und wabert. Ein Büstenhalter soll keine Büste mehr halten, sondern sie erotisch anrichten.) Der übrige Traumkörper bleibt nicht nur untergewichtig wie Twiggy (das Gewicht der Starmodels liegt etwa 25% unter dem Normalgewicht), er muss seit den achtziger Jahren auch noch athletisch durchtrainiert sein, womit sich dieser Frauenkörper immer stärker dem Körperbild einer Pubertierenden nähert, wenn nicht gar dem eines Knaben. Nun ist an Magersüchtigen und an Body Building-Frauen leicht überprüfbar, dass Untergewicht und Kraftsport selbst einen grossen Busen gegen Null verkleinern können. Der als schön deklarierte

Frauenkörper unserer Zeit benötigt also zu seiner Herstellung neben der muskelstählenden Maschinenarbeit im Body Building-Studio die brustvergrössernde Handarbeit des Schönheitschirurgen. Und unabhängig davon gilt unverändert das eiserne Gesetz: Hungern, hungern, hungern.

Mit einem solchen Körper steht man nicht morgens auf

Das ist, wie nahezu jede von uns weiss, der Lust und Lebensfreude wenig zuträglich, und kaum jemand ist so souverän (weil so erfolgreich) wie Madonna, die täglich zwei bis drei Stunden Joggen und Body Building in die Herstellung ihres Körpers investiert und dies kühl mit dem Satz kommentiert: «Mit einem solchen Körper steht man nicht einfach morgens auf.» Daran mag Supermodel Cindy Crawford gedacht haben, als sie sagte: «Die Frauen fragen sich, warum sie nicht aussehen wie wir. Sie wissen nicht, dass wir auch nicht so aussehen.» Denn zusätzlich zum «Body Shaping» im engeren Sinn «entsteht» ein Model durch stundenlanges Arbeiten an Make-Up, Frisur, Ausleuchtung, Garderobe usw. Kosmetikanzeigen sind überdies häufig retouchiert. Ein einziger Blick in eine beliebige Frauenzeitschrift belegt indes, dass die mit so viel Mühe und Geld produzierten artifiziellen Merkmale – lapidare Äusserlichkeiten (windzerzaute Haare zum Beispiel) ebenso wie schwierig beeinflussbare Körperkonstanten (ebenmässige Gesichtszüge, Idealfigur usw.) – paradoxerweise wirken sollen, als koste dieses Aussehen nichts, als stehe frau tatsächlich morgens so auf. Dies schafft nach der ersten Barriere (die unmöglich zu erfüllenden Anforderungen an das Aussehen) eine zweite Barriere: Die Arbeit, ja Selbstkasteiung im Ringen um dieses Äussere widerspricht dem parallel dazu propagierten Ideal der autonomen, selbstbewussten, unumschränkt lebensfrohen und genussfähigen Frau, die dergleichen Äusserlichkeiten nicht nötig hat, solchen albernem Eitelkeiten keinen Raum in ihrem Denken einräumt, weil sie intelligent ist und weiss, dass nur die «wahren Werte» zählen.

Der Körper als Medium sozialer Selbstdarstellung

Die Schlinge zieht sich zu, und diese Schlinge heisst SCHAM: Scham über die mangelhafte Beschaffenheit des eigenen Körpers, Scham, darunter zu leiden, Scham, das volle Ausmass der Arbeit einzugestehen, die im geheimen geleistet wird. Nun ist Scham zu allem Überfluss auch noch überholt, prude und unmodern. Sie ist, überspitzt gesagt, verpönt, ja tabuisiert: Wer sich heute noch schämt, sollte sich schämen.

Scham entsteht, so die «Scham-Forscher», in der Differenz zwischen Selbstideal und

Selbsterleben. Wer sich schämt, möchte in den Erdboden versinken, sich auslöschen, für alle unsichtbar werden. Dies steckt schon in der Wurzel des Wortes «Scham»: Das indogermanische *kam/kem* – zudecken, verschleiern, verdecken – bekommt durch das vorangestellte *s* (*skam*) eine reflexive Bedeutung – sich bedecken. Die Vorstellung des Sichverbergens ist unlösbar vom Schamkonzept – eine schamerregende Situation ist eine Bloss-Stellung. Doch die Ent-Blössung des Körpers allein ist kein ausreichender Grund für Scham, denn auch Gesellschaften, die den Körper nicht bedecken, kennen sie. Wenn der unbekleidete Körper nicht schambesetzt ist, gibt es andere Inhalte von Scham, muss etwas anderes bedeckt werden.

Richard Sennet schreibt: «Beraubt man den Körper seiner natürlichen Form, so kann er nicht mehr sprechen; wenn man alle Spuren der Natur verwischt, macht man sich gegenüber den Blicken der anderen relativ unverletzlich.» Heute, wo die Mode immer körperbetonter, der Frauenkörper zunehmend entblösst wird, gibt es kaum noch Möglichkeiten, die Spuren der Natur, die Spuren der eigenen Geschichte durch Kleidung zu vertuschen – wieviel am Körper kann durch einen Bikini, einen Minirock verdeckt und modelliert werden? Der Körper muss allen Fremden quasi unverhüllt zur Schau gestellt werden, die Distanz zwischen dem intimen, dem ausschliesslich Privaten vorbehaltenen Körper und dem öffentlichen, als Medium sozialer Selbstdarstellung gestalteten Körper schrumpft gegen Null.

Ohne den Blick gibt es keine Scham

Nun bedeutet eine solche allgemeine Entblössung nicht, dass die Schamgrenzen in gleichem Masse und mit gleicher Geschwindigkeit fallen wie die textilen Hüllen. Was sich verändert, ist der Bereich, der schambesetzt ist. Die Scham gilt allerdings nicht mehr der Nacktheit, sondern, wie Sennet sehr klug bemerkt, dem Enthüllen des ungestalteten, naturalen Körpers, eben jenes Körpers, der etwas über seinen Besitzer, seine Besitzerin verrät. Denn als öffentlich Zur-Schau-Gestelltes ist der Körper unweigerlich Träger einer Botschaft – und in einem sozialen Kontext muss das eine Botschaft sein, die auf seinen Träger – seine Trägerin – ein günstiges Licht wirft. Unter diesen Umständen gibt es nur eine Möglichkeit, die verräterische Sprache des Körpers zum Schweigen zu bringen: Der Körper selbst muss zur Maske werden, d.h. er muss so lange ausgehungert, trainiert und zurechtgeschnipelt werden, bis er ein perfektes Massenprodukt ist, dem keine individuellen, verräterischen Züge mehr anhaften. So kann die Nacktheit verborgen werden, die ansonsten allen Blicken ungeschützt preisgegeben wäre.

Ohne den Blick gäbe es keine Scham. Scham bedarf des Zensors, der über die Ein-

und

schämte

sich

haltung der Normen wacht und Übertretungen ahndet. Nun lösen sich in unserer Gesellschaft die Normen auf, Grenzen – auch Schamgrenzen –, Tabus, feste Verhaltensregeln verschwinden. Und doch gibt es Scham – die undenkbar ist ohne Normen, an denen sich ein Selbstbild ausbilden kann, an denen Verhalten und Aussehen gemessen und beurteilt werden können. Scham hat etwas mit Leistung zu tun, damit, «was man sich leisten kann», mit Anpassung, Konformität, dem Erleben mangelnder Selbstkontrollfähigkeit und der Angst vor der – möglicherweise auch nur imaginierten – Reaktion von Mitmenschen (Tillman Habermas). Indem diese mögliche Reaktion des anderen – der Blick eben – antizipiert und internalisiert wird, wird der Zensor identisch mit der eigenen Person: Man schämt sich vor sich selbst, straft sich selbst für die Verletzung der Normen.

Körperscham ist Klassenscham

Daher lügen Frauen auch nicht, wenn sie sagen, sie leisteten die Arbeit an ihrem Körper nicht, um anderen (oder gar einem Mann) zu gefallen. Dies ignoriert natürlich die Frage, woher Frauen – woher wir – diese Idealbilder beziehen, die Vorstellung von Schönheit, an der wir uns messen.

Ich denke, nur wenige erwachsene Frauen versuchen allen Ernstes wie Cher, Madonna oder Claudia Schiffer auszusehen. Doch diese Bilderflut von Berufsschönheiten lässt uns nicht unberührt. Sie prägt unser ästhetisches Empfinden. Wer das bezweifelt, mag sich alte Filme und Zeitschriften ansehen und die eigene Reaktion auf das Aussehen der Frauen prüfen, mag Madonna mit der Monroe vergleichen, die sie angeblich kopiert. Monroes Körper ist eine Legende unseres Jahrhunderts – aber sie war zu pummelig, um heute auch nur Fotomodell für Bademoden werden zu können.

Der «idealschöne» Frauenkörper ist immer Abbild des gesellschaftlichen Gegenpols, des schwer Erreichbaren: In einer Überflussgesellschaft ist dünn sein schwierig – dick sein kann (fast) jede. Aber um einen Körper zu haben, der die richtige Botschaft vermittelt, der seine Besitzerin in ein günstiges Licht rückt und dessen sie sich folglich nicht schämen muss, braucht es noch sehr viel mehr: Jugend kann nicht schaden, un-abdingbar sind eine hochwertige Ernährung, eine auf die Modellierung des Körpers ausgerichtete Bewegung, eine medizinische Versorgung, die weit über das Allernötigste hinausgeht, Pflege und Kosmetik (nicht zu reden von Faktoren wie Zahl der Kinder, Arbeitsbedingungen usw.). Kurz gesagt: Der Traumkörper entsteht durch Zeit und Geld – Ressourcen, die Frauen meist fehlen.

Frauen, die in ihrem Beruf erfolgreich sind, können ihre Scham darüber, nicht dem eigenen Ideal zu entsprechen, eher relativie-

ren, da der Körper nicht für das Ich im ganzen repräsentativ ist. Bourdieu schreibt, der Anteil der Frauen, die generell ihr Aussehen kritisieren, nehme mit steigendem sozialem Status ab. Wie eine Frau ihren Körper erlebt, ist also auch abhängig von ihrer sozialen Schicht, und je eher sie über die Ressourcen Geld und Zeit verfügt, um ihren Körper zu perfektionieren, je weniger ist sie paradoxerweise für ihr Selbstwertgefühl darauf angewiesen.

Scham ist, so der Soziologe Neckel, «gelebte Erfahrung von sozialer Missachtung, defizitärer Selbstbewertung und selbstemp-

fundener Inferiorität.» Dies trifft auf alle sozial Benachteiligten zu und selbstredend auf viele, wenn nicht gar die meisten Frauen. In diesem Sinn ist Körperscham zweifellos auch Klassenscham (Boltanski). Und so ist die Geschichte von Frauen und Scham die ewig gleiche, fast schon langweilige Geschichte, die gleichwohl im Grossen wie im Kleinen immer wieder identifiziert, immer wieder benannt werden muss: die der Macht und der Mächtigen.

Ebba Drolshagen ist Übersetzerin und Autorin und wohnt in Frankfurt am Main.



aus: Lisette Model, Fotoband